

Via Sacra

Manchmal ist das Ende ein Beginn...

Das Ende kam für mich ganz plötzlich. Zwar war die Trennung von meinem besitzergreifenden Freund nur das Ende unserer Beziehung, doch das, was er mir danach antat, setzte tatsächlich einen Schlusspunkt, denn er zerstörte alles, was mir zu jenem Zeitpunkt wichtig gewesen war.

Ich war einmal eine Königin. Ein hübsches Gesicht, eine passable Figur, ein lockeres Mundwerk – und ein wunderschönes Krönlein, das mir für ein ganzes Jahr die mediale und öffentliche Aufmerksamkeit sicherte.

Der junge Mann, der sich die neu gekrönte Blumenkönigin erkoren hatte, bot durchaus ein respektables Äußeres. Er war einer der feschesten Burschen im Dorf, doch es zeigte sich in unserer Beziehung recht bald, dass er mich als seinen Besitz ansah. Anfangs schmeichelte es mir, dann wurde mir sein Gehabe lästig. Immerhin lief unsere Beziehung ganze fünf Jahre. Mein Krönlein hatte ich längst schon an eine nachfolgende Königin übergeben, doch mein gefälliges Aussehen kam mir weiterhin sehr zugute. Ich war damals Rezeptionistin in einem bekannten Hotel in der Stadt, in dem viele ausländische Gäste abstiegen. Besonders bei den arabischen Gästen kam ich gut an. Das lag wohl an meinen langen, blonden Haaren. So mancher Gast wollte mich – wohl nur zum Spaß - für eines seiner kostbaren Rennkamele eintauschen. Mein Freund war sehr eifersüchtig. Der freundliche Umgang mit unseren Gästen, der in unserem Hotel praktisch das Markenzeichen war, galt für ihn oft als Anlass, mir eine unangemessene Szene zu machen.

Mit der Religion hatte ich damals nicht viel am Hut. Ich war, wie es am Land oft vorkommt, nur traditionell gläubig. Man ging bei uns sonntags in die Kirche. Punkt! Als ich später in die große Stadt zog, versandete die religiöse Praxis zunehmend. Heilig waren mir damals nur der Erfolg, das Geld und mein blendendes Aussehen. Doch das sollte sich mit den Jahren ändern...

Nicht, dass es mein Wunsch gewesen wäre, mein angenehmes Leben zu ändern - das taten schon die Umstände! Als ich die ständigen Streitereien mit meinem Freund endgültig satt hatte, trennte ich mich von ihm. Ich wollte seine permanente Eifersucht und sein besitzergreifendes Verhalten nicht länger erdulden. Drei Wochen nach unserer Trennung bat er mich um ein Treffen. Ich hatte unerklärlicherweise ein mulmiges Gefühl im Bauch, schob dieses aber beiseite, denn er war in den Jahren unserer Beziehung mir gegenüber nie handgreiflich geworden. Trotzdem blieb ich wachsam. Wir trafen uns in einem Park in der Stadt. Mein Freund wollte mich zurückhaben, doch ich blieb bei meiner Entscheidung. Da geschah es! Er zog ein Fläschchen aus seiner Jackentasche und ehe ich mich versah, schüttete er eine scharfe Flüssigkeit in mein Gesicht. Instinktiv wandte ich mich zur Seite und so traf mich die Säure nur an der rechten Wange, doch das ätzende Zeug rann mir auch am Hals herunter.

Mit einem Schrei stürzte ich zum Ufer des nahen Teiches, sprang mit den Schuhen ins Wasser und wusch, so gut es ging, die Säure von Gesicht und Hals. Trotzdem war der Schaden beträchtlich. Meine Schönheit und Unversehrtheit waren dahin!

Danach kehrte ich zu dem Platz zurück, wo auf dem Rasen meine Handtasche lag. Ich hob sie auf und blickte dem Übeltäter hasserfüllt ins Gesicht.

„Du Scheusal!“, schrie ich, dann wandte ich mich ab und lief weg. Ich sah ihn lange

Zeit nicht mehr wieder. Nur noch einmal bei der Gerichtsverhandlung stand ich meinem einstigen Lebenspartner gegenüber.

Die folgende Zeit war sehr schwer für mich. Die Behandlungen im Krankenhaus, die plastischen Operationen, die häufigen Schmerzen, die Nebenwirkungen der Medikamente – ein Rattenschwanz an unangenehmen Erfahrungen, die mein bis dahin so problemloses Leben komplett verändert hatten. Mein Leben vor dem Säure-Attentat erschien mir wie ein ferner, wunderschöner Traum, zu dem ich keinen Zutritt mehr hatte. In dieser schwierigen Zeit war mein halbherziger Glaube keine wirkliche Hilfe. Die höhere Macht, die dieses schreckliche Ereignis zugelassen hatte, schien mir nicht wohlgesonnen zu sein – so es diese Macht überhaupt gab. In der ersten Zeit durchlebte ich eine Achterbahn der Gefühle zwischen totalem Unglauben und Hoffnung auf Hilfe. Erst, als die Haut an meinem Gesicht und am Hals langsam verheilte, kam ich auch innerlich etwas zur Ruhe.

Meinen Job im Hotel hatte ich verloren. Man konnte mich, die verunstaltete ehemalige Blumenkönigin, doch nicht den Gästen zumuten! Eine Weile war ich arbeitslos und badete ausgiebig in meinem Selbstmitleid, dann entschloss ich mich zu einem neuen Berufsweg. Ich ließ mich zur Altenpflegerin umschulen. Jahrelang betreute ich bettlägerige Personen im Pflegeheim und meine - wohl angeborene - Freundlichkeit öffnete mir die Herzen meiner alten Patienten. Dass meine rechte Gesichtshälfte durch Narben verunstaltet war, schien die Patientinnen und Patienten nicht weiter zu stören. Manch einer blickte mich zwar fragend an, doch nur wenige sprachen mich auf meinen Makel an und wollten wissen, wie dies passiert sei. In diesem Haus waren andere Werte als äußere Schönheit gefragt.

Privat zog ich mich sehr zurück. Ich ging nicht mehr aus, besuchte weder Theater noch Kino, was ich früher so gern getan hatte. In mein Heimatdorf kam ich auch nicht mehr. Meine Eltern waren schon vor meinem „Unfall“ gestorben und meine Jugendfreunde mussten, wenn sie mich sehen wollten, zu mir in die Stadt kommen. Meine zwei Schwestern lebten ohnehin schon seit Jahren hier und sie waren in der schwierigen Zeit meine einzigen Bezugspersonen gewesen. Sie liebten mich so, wie ich jetzt war – und wie mir schien, sogar noch etwas mehr als vor jenem schicksalhaften Ereignis.

Eines Tages bekamen wir eine alte Dame ins Pflegeheim. Sie war einmal Schauspielerin gewesen. Ihr Gesicht war noch immer schön, wenngleich es deutliche Spuren des Alters trug. Sie saß im Rollstuhl. Als mich diese Dame zum ersten Mal anschaute, blieb ihr Blick lange auf den Narben in meinem Gesicht hängen. Dann sagte sie nur einen Satz:

„Ich verstehe Sie!“ Ich ging jedoch nicht darauf ein, denn ich hatte keine Lust, ihr von meinem Unglück zu erzählen. So versorgte ich die Patientin schweigend und tat, was getan werden musste. Lange Zeit verging, ohne dass ein Gespräch von Tiefgang zwischen uns entstanden wäre. Als ich einmal einen echten Durchhänger hatte und mir mein neues Leben sehr schwerfiel, sagte die Dame unvermittelt zu mir, während ich sie wusch:

„Kennen Sie die Via Sacra?“ Ich blickte sie verdutzt an.

„Was meinen Sie mit der ‚Heiligen Straße‘?“

„Nun, für viele Menschen ist der Weg, den ich meine, nur ein gewöhnlicher Pilgerweg. Er führt auf einen Berg. Oben steht eine Kapelle. Sie heißt ‚Gethsemane‘.“

Mir kam der Name bekannt vor und ich fragte genauer nach. Es handelte sich um einen Pilgerweg weit unten im Süden. Was mir die Dame erzählte, weckte nicht nur meine Neugier sondern auch meine Lebensgeister. Ich ließ mir die Adresse jener Pension geben, in der sie wohnte, wenn sie dort war.

Als mein nächster Urlaub anstand, buchte ich eine Reise dorthin. In einem Ort, der am Fuße jenes Berges lag, von dem mir erzählt worden war, mietete ich ein Zimmer. Die Pensionswirtin verstand meine Sprache und konnte mir den Einstieg in die Via Sacra beschreiben.

Am nächsten Morgen machte ich mich mit meinem Rucksack auf den Weg. Es war ein trüber Tag, aber es regnete nicht. Ich fand mühelos die Stelle, an der der Weg begann. Eine Schautafel markierte den Beginn der Via Sacra. Darauf war eine Kriegsszene gemalt. Die interessierte mich nicht besonders. Der Weg führte steil bergauf und war überaus steinig, doch er war inmitten der Macchie gut ersichtlich. Immer wieder fand ich eine neue Schautafel. Allen gemeinsam war, dass die Bilder leidende Menschen zeigten. Nach ungefähr einer Stunde hatte ich den Gipfel des Berges erreicht. Eine Gruppe von Ölbäumen umgab die Kapelle, von der die alte Dame erzählt hatte. Das Gebäude war überdies von einer halbhohen Steinmauer umgeben. Das leicht angerostete Gartentor war nicht verschlossen. Auch die Kapelle war aus Steinen erbaut. Ich öffnete die Tür und trat ein. Die Kapelle wies außer einigen Glasfenstern keinen Schmuck auf. Vorne, wo der Altar und der Ambo standen, befand sich jedoch keine Steinmauer sondern ein großes, halbrundes Fenster, das bis zum Boden reichte. Dahinter erblickte ich den kleinen Garten mit Ölbäumen, den ich schon von außen gesehen hatte. Mitten im Fenster kniete eine betende Gestalt, die ich unschwer als Jesus am Ölberg erkannte. Die Geschichte war mir nicht neu. Ich hatte sie schon oft während der Karwoche gehört, wenn in der Kirche die Leidensgeschichte Jesu vorgetragen wurde. Lange stand ich da und betrachtete die Statue des betenden Christus. Die Gestalt aus weißem Marmor kniete neben einem Felsblock und hatte die ringenden Hände auf den Stein gelegt. Das Gesicht Jesu blickte nach oben und in seinem Ausdruck schien es nicht nur seine eigene Angst sondern all das Leid jener Menschen, die auf den Schautafeln dargestellt waren, zu beinhalten. Ein leidender Mensch, stellvertretend für viele – so erschien er mir. Dieser Anblick berührte mich auf ungewohnte Weise. Ich war also keineswegs der einzige Mensch, der schweres Leid zu tragen hatte.

Nach langer Zeit – mir erschien es wie eine Ewigkeit, da die Zeit für mich buchstäblich stillgestanden war – kam Bewegung in die Wolkenfront über dem Berg. Ein Wolkenfenster tat sich auf und ein Sonnenstrahl fiel auf die weiße Marmorstatue außerhalb der Kapelle. War dies ein Zeichen? Und wofür?

Als der Sonnenstrahl verschwand, verließ ich seltsam getröstet die Kapelle. Sehr nachdenklich ging ich den Weg zurück. Warum hieß der Weg „Via Sacra“? Sollte er nicht besser „Via Dolorosa“ heißen, da er doch gesäumt war von allen möglichen Arten menschlichen Leids?

Zwölf Tage lang wanderte ich auf diesen Berg – bei Regen, Gewitter, Sonnenschein und Wind. Ich suchte nichts Bestimmtes. Es war das Ziel, das mich anzog. Natürlich kam mir der Spruch in den Sinn: „Der Weg ist das Ziel“, doch ich spürte, dass diese beliebte Phrase nur eine Worthülse war. Dem Weg konnte ich in diesen Tagen nichts abgewinnen, obwohl er als „heiliger Weg“ galt. Mir ging es um die Gestalt des Erlö-

sers, der in den Jahren meines Erfolges als Blumenkönigin, in der Zeit großer Aufmerksamkeit meiner Person gegenüber immer mehr in den Hintergrund getreten war. Wenn man jung und schön ist, bewundert wird und viel Geld verdient, hat man oft keinen direkten Zugang mehr zum Glauben. Das Äußerliche erstickt oft die stille Sehnsucht nach dem Wahren und dem wirklich Wichtigen im Leben. So jedenfalls erschien es mir. Meine Probleme waren zwar noch dieselben, doch nun fühlte ich mich auf intensive Weise verbunden mit der leidenden Gestalt im Garten Gethsemane. Sie symbolisierte die Verbundenheit mit all den leidenden Menschen in meiner Umgebung, die ich aber noch nie in dieser Weise gespürt hatte. Selbst die alten Menschen, die ich im Pflegeheim betreute, hatten mich mit ihrem Leid und ihren Schicksalen bisher nur oberflächlich berührt. Nun aber ging mein Mitgefühl tiefer und zum ersten Mal seit meinem Säure-Attentat wandte sich dieses den Menschen und ihrer Not zu. Ich begann zu begreifen, dass mein Unglück nicht sinnlos war.

Mein Schicksal anzunehmen – davon war ich allerdings noch weit entfernt. Ich hatte einmal gelesen, dass der Verlust von etwas, das man einmal gehabt hat, schmerzlicher sei, als wenn man etwas nie besessen hätte. Da war etwas dran! Wer einmal einen wertvollen Gegenstand besaß, vermisste ihn bei Verlust sicher mehr als jemand, der ihn nie besessen hatte. Auch wenn er sich diesen sehnlichst wünschte. Und wer einmal schön gewesen war...

Was mein früherer Freund mir angetan hatte, war unverzeihlich! Wohl war er dafür bestraft worden, doch nicht ich hatte ihn angezeigt sondern Mitarbeiter des Krankenhauses, in dem ich behandelt worden war. Seine Verurteilung war mir aber keine Genugtuung gewesen. Er hatte mein Leben zerstört! Mein damaliges Leben war zwar ein oberflächliches, sehr stark vom Lustprinzip geprägtes Leben, doch es war schön gewesen. Eine Welle der Trauer überflutete mich. Etwas nie wieder haben zu können, was man als Glück erkannt hat, ließ in meinen Gedanken und in meinem Herzen Traurigkeit zurück. Mein früheres Leben war brutal zerstört worden und ich wusste nicht, ob ich jemals wieder so glücklich sein konnte wie zuvor. Sicher, jetzt hatte mein Leben mehr Tiefgang. Die Bewunderung, die mir früher entgegengebracht worden war, war einer Art Zuneigung – durchwirkt von echtem Mitgefühl – gewichen, die mir jene Menschen entgegenbrachten, die ich pflegte. Ich war nicht verbittert und auch der anfängliche Hass auf den Verursacher meines Unglücks war mittlerweile verflogen. Allerdings nicht sonnetwegen, sondern weil ich erkannt hatte, dass Hass und Groll mir selbst mehr schaden, als der Person, der diese galten, denn damit verlieh ich diesem Menschen weiterhin Macht über mich. Ich konnte meinen früheren Freund nicht vergessen. Wie sollte man überhaupt jemanden vergessen können, an den die Spuren seiner Tat bei jedem Blick in den Spiegel erinnerten? Es sei denn, ich stellte mich seitlich vor den Spiegel, sodass dieser nur meine unversehrte Seite zeigte, die schon vorher meine Schokoladenseite gewesen war. Ich erinnere mich noch an den Tag, als ich zum ersten Mal meinem beschädigten Anblick im Spiegel standgehalten hatte, an die Tränen, die mir über die Wangen geflossen waren, an den Schmerz in der Brust und an die Hoffnungslosigkeit, weil nun mein früheres Leben für immer dahin gewesen war.

Als mein Urlaub zu Ende ging und ich wieder nach Hause zurückkehrte, freute ich mich auf meinen ersten Arbeitstag. Ich wollte der alten Dame erzählen, was ich auf der Via Sacra erlebt und empfunden hatte. Als ich jedoch am nächsten Morgen wie-

der in den Dienst kam, erfuhr ich, dass die alte Dame inzwischen verstorben war. Große Trauer erfüllte mich, jedoch weniger um die Person, die mir noch nicht wirklich vertraut geworden war, sondern vielmehr um die verlorene Möglichkeit, sie besser kennenlernen zu können. Und ich hätte zudem viel aus ihrer Lebensgeschichte lernen können. Auch diese Chance war nun vertan. Ich verließ nach meinem Dienst das Pflegeheim und betrat auf dem Heimweg ein Papierfachgeschäft. Dort kaufte ich das schönste Notizbuch, das ich finden konnte. Daheim setzte ich mich sogleich an den Schreibtisch, schlug das leere Buch auf und begann zu schreiben. Stundenlang forschte ich in meinem Inneren und ich schrieb - viel mehr, als ich der alten Dame jemals hätte erzählen können.